

Lücken im Lebensschutz. Humane Vorkernstadien und Präimplantationsdiagnostik aus der Sicht der Christlichen Gesellschaftslehre

Mareike Klekamp
 Schöningh Verlag, Paderborn 2008
 317 Seiten
 ISBN 978-3-506-76432-4

Humane Vorkernstadien werden in Deutschland im Zuge der Polkörperdiagnostik zu Tausenden biopsiert, diagnostiziert, kryokonserviert oder verworfen. Der Mensch soll jedoch bereits im Vorkernstadium, also in jener Phase der Befruchtung, in der der männliche Samen zwar in das weibliche Ei eingedrungen ist, die Kernverschmelzung jedoch noch nicht stattgefunden hat, geschützt werden. Dafür plädiert Mareike Klekamp im vorliegenden Werk, das im Sommersemester 2006 als Dissertation von der Universität Osnabrück angenommen wurde. Denn: „Vor dem Eindringen des Spermiums in die Eizelle ist nichts, danach alles Menschliche möglich.“

In Deutschland besteht derzeit das Ende 1990 erlassene und Anfang 1991 in Kraft getretene Deutsche Embryonenschutzgesetz (ESchG) zum Schutz menschlichen Lebens „vom Zeitpunkt der Kernverschmelzung an“. Es gilt als das strengste weltweit. Während die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) 2006 erneut die Legalisierung der embryonalen Stammzellforschung forderte und manche – allen voran Reproduktionsmediziner – für eine Lockerung des ESchG eintreten, weist Klekamp in der vorliegenden Arbeit auf, dass auch der Embryonenschutz des ESchG Lücken hat: Zwischen dem Eindringen der Samen- in die Eizelle und dem Abschluss der Verschmelzung ihrer Kerne vergehen im Regelfall 18 bis 20 Stunden. In diesem Stadium liegt das neue Genom bereits fest, die weiblichen Eizellen gelten jedoch noch nicht als Embryo, weil die Befruchtung noch nicht abgeschlossen ist. Da der Schutz des ESchG erst mit dem Zeitpunkt der Kernverschmelzung beginnt, ist es rechtlich möglich, in dieser Phase des Vorkernstadiums die in Deutschland seit dem Jahr 2004 praktizierte Pol-

körperdiagnostik einzusetzen. Ziel der Polkörperdiagnostik ist es, Vorkernstadien auf genetische Abweichungen zu untersuchen und zu selektieren. In dieser Form – schreibt Klekamp – findet die vom ESchG verbotene Präimplantationsdiagnostik dennoch statt.

Sie zeigt auf, dass die Polkörperdiagnostik bislang weder gesetzlich noch standesrechtlich geregelt ist und arbeitet die Gründe heraus, die für eine Ausweitung des Schutzes auf das Vorkernstadium sprechen: Das Vorkernstadium „ist ein sich selbst organisierendes Lebewesen. Aus einer entwicklungsfähigen Eizelle, in die ein befruchtungsfähiges Spermium eingedrungen ist, kann sich nur ein Mensch entwickeln. Vor dem Eindringen des Spermiums ist nichts, danach alles Menschliche möglich.“ Unter anderem führt sie die sogenannten SKIP-Argumente (Spezies-, Kontinuitäts-, Identitäts- und Potentialitätsargument) ins Treffen, mit denen gewöhnlich der moralische Status des Embryos begründet wird: Vorkernstadien gehörten zur Menschengattung (Speziesargument). Der erwachsene Mensch lasse sich hinsichtlich der Kontinuität und Identität seiner Entwicklung auf das Vorkernstadium zurückverfolgen. Nicht erst der Embryo, sondern auch Vorkernstadien besäßen die reale Potenzialität eines neuen Lebewesens (Potentialitätsargument).

Ausgehend von der Problematik der humanen Vorkernstadien behandelt die Autorin – eine Schülerin des Osnabrücker Sozialethikers Manfred Spieker, der auch das Geleitwort zu diesem Buch geschrieben hat – in umfassender Weise den ganzen Komplex der Zeugung im Labor. Der erste Teil des Buches beinhaltet naturwissenschaftliche Fakten und gesellschaftspolitische Entwicklungen. Klekamp beschreibt hier unter anderem detailliert die verschiedenen Methoden der künstlichen Befruchtung sowie die dazu erforderliche Eizellenspende. Umfassend legt sie die Entwicklungen, Ziele und Techniken sowie das Vorkommen der PID und PND (Pränataldiagnose) in Deutschland dar und streift rechtswissenschaftliche Aussagen zur Menschenwürde.

Im zweiten Teil des Buches erörtert die Autorin die mit der künstlichen Befruchtung und der Selektion von Embryonen und Vorkernstadien einhergehenden sozialetischen Probleme. Besonders in den Blick geraten dabei die hohen Hürden, welche von Mutter und Kind bei einer Zeugung im Labor überwunden werden müssen, damit diese auch in eine Geburt münden kann, die Funktion des Vaters, die Rolle des Arztes sowie die Haltung der Katholischen Kirche. Überzeugend legt sie dar, dass die PND mit der PID „nicht vergleichbar“ ist, und auch nicht bloß „die PND antizipiert“: Vielmehr zielt die PID von vornherein auf die Selektion ab. Die Frau, von der die Eizellen stammen, ist nicht schwanger. Es besteht daher kein Schwangerschaftskonflikt und das Paar hat Handlungsalternativen.

Klekamps Schilderungen der IVF aus den Sichtweisen der Mutter, des Kindes und des Vaters vermitteln in gelungener Weise eine subjektive Einsicht in die Vorgänge. Sie verdeutlichen, wie die Mutter und das Kind die Hauptlasten zu tragen haben und thematisiert die psychischen und sozialen Schwierigkeiten, die (zu) vielen negativen Begleiterscheinungen – wie vor allem der „Erfolgsdruck“ auf allen Beteiligten – und die meist geringen Erfolgsaussichten. Vor allem wird deutlich, wie „Elternschaft immer mehr zum Planungsprojekt, zum Gegenstand vieler Bemühungen und Optimierungsversuche“ und „Schwangerschaft zu einem geplanten, kontrollierten und überwachten Zustand“ wird.

Sie rückt auch die Rolle des Arztes ins Blickfeld, der im Zuge der zunehmenden Ökonomisierung des Arzt-Patienten-Verhältnisses immer mehr zum Erfüllungsgehilfen der Eltern wird: Der Patient wird zum Kunden und der Embryo zum Produkt. Weiters geht sie auf das Dilemma des Arztes zwischen zwei Patienten – der Mutter und dem Kind – und die Problematik haftungsrechtlicher Klagen ein.

Neben den naturwissenschaftlichen und sozialetischen Schwerpunkten bezieht die Autorin auch zahlreiche Entwicklungen und Probleme im Umfeld der künstlichen Befruchtung in ihre Arbeit

mit ein. Diese Fingerzeige machen das Werk zu einem bemerkenswerten Überblick über die Problematik der Zeugung im Labor.

Der Leser findet Studien und Fakten zum Stand der Wissenschaft und zu den mit den jeweiligen Eingriffen verbundenen Risiken und Erfolgsquoten, jedoch genauso philosophische Standpunkte zur Frage nach dem Lebensbeginn; er bekommt Einblick in die damit zusammenhängende Diskussion um Totipotenz, jedoch genauso in Auswirkungen von sozialversicherungsrechtlichen Regelungen und in Aspekte wie „Fortpflanzungstourismus“. Unverblümt stellt die Autorin etwa auch wirtschaftlichen Interessen und Kostenrechnungen im Zusammenhang mit der Entstehung des Lebens sowie die ökonomische Bedeutung der IVF und PND dar.

Schließlich kommt Klekamp zu dem zwingenden Schluss, künstliche Zeugung degradiere den Menschen zu einem Objekt. Jede Präimplantationsdiagnostik, ganz gleich ob sie nun an Embryonen oder – wie im Falle der Polkörperdiagnostik – an Vorkernstadien vorgenommen wird, sei mit „der Tötung von Menschen“ verbunden. Eher knapp werden die Haltungen der katholischen Moraltheologie zu Ehe und Familie, Abtreibung und PID dargestellt. Für die – in Deutschland gesetzlich nicht verbotene – Polkörperdiagnostik wünscht sich die Autorin eine vertiefte theologische Beschäftigung. Kirchliche Lehrdokumente, wie die Instruktion *Donum Vitae* (1987), verurteilen jegliche Form der eugenische Selektion, wobei in *Donum Vitae* vom Schutz der Zygote, der befruchteten menschlichen Eizelle die Rede ist. Dass das Vorkernstadium implizit mitgemeint ist, entspricht der inneren Logik des kirchlichen Standpunktes, sollte aber nach Meinung der Autorin noch ausdrücklicher aufgegriffen werden.

Sie richtet einen Appell an den Staat, dessen wichtigste Aufgabe der Lebensschutz sei, die Aufnahme der menschlichen Vorkernstadien unter das Schutzdach der Menschenwürde zu ermöglichen und stellt Kriterien vor, an denen sich die

Politik orientieren könne. Auch die Polkörperdiagnostik sei durch nichts zu rechtfertigen: „In einer Kultur des Lebens hat die Präimplantationsdiagnostik keinen Platz!“

M. Schörghuber

Das kooperative Gen: Abschied vom Darwinismus

Joachim Bauer

Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 2008

224 Seiten

ISBN 978-3-455-50085-4

Gleich eine Bemerkung vorab: Dieses Buch sollte, um den vom Autor, einem renommierten zweifach habilitierten (Innere Medizin und Psychiatrie) deutschen Psychosomatiker intendierten Gedanken folgen zu können, ohne größere Pausen gelesen werden. Es spannt einen sehr weiten Bogen; der Verfasser hat sich viel vorgenommen – vielleicht ein wenig zu viel.

Zwar handelt es sich um kein regelrechtes Fachbuch (trotz ausführlicher Bibliografie), und es ist flüssig geschrieben, die Grundbegriffe der Genetik werden gut erklärt, aber der stringente rote Faden ist zeitweise dünn. Man könnte das Buch als ein Kompendium moderner Einsichten der Genetik und Neurobiologie für den gebildeten Laien lesen oder als Plädoyer für eine friedliche Entwicklung der Art „Mensch“ mit langem Prolog.

Besonders in den Schlusskapiteln nimmt der Autor weniger „Abschied vom Darwinismus“ (Charles Darwin wird eine wohlwollende Kurzbiografie mit psychologischen Einsichten gewidmet); vielmehr wendet er sich gegen überhand nehmende populärwissenschaftliche, sozialdarwinistische Lesarten, namentlich von Richard Dawkins, dessen oftmals aufgelegtes „egoistisches Gen“ die Namensgebung für das vorliegende Buch inspiriert haben dürfte.

Wie einst Darwin unter dem Eindruck frühkapitalistischer Theorien von Thomas Malthus ökonomische Konzepte auf die Biologie übertrug (die Evolutionstheorie also nicht in der Biologie wurzelt, sondern die Marktordnung des Frühka-

pitalismus auf die Biosphäre als Hypothese für die „Entwicklung der Arten“ übertragen wurde), wurde dies erst von Konrad Lorenz, später etwa Richard Dawkins in der Neurobiologie wiederholt. Demnach sei der Mensch eine „Überlebensmaschine“ zur optimalen und maximalen Verbreitung ihn steuernder Gene, auch die Beziehungen zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern folgten bioökonomischem Kalkül, Bindungsbedürfnisse und altruistisches Verhalten seien lediglich sekundäre Produkte gegen einen gemeinsamen Feind gerichteter Aggressionen.

Der Autor beschreibt derlei Gedankengut als intellektuell schlichte Legitimationsversuche der weltweit herrschenden Wirtschaftsordnung (dass diese gerade eben gehörig ins Wanken geraten ist, verleiht dem Buch unerwartete Aktualität) und legt ganz andere Forschungsergebnisse über die menschliche Neurobiologie vor.

Bauer zeigt, aufbauend auf seinen Arbeiten zu den „Spiegelneuronen“, dass es beim Menschen – mittels biochemisch und mit bildgebender Verfahren nachweisbar – durch kooperatives Verhalten in den Motivationszentren des Gehirns zur Ausschüttung von Neurotransmittern kommt, die das Verhalten bahnen und der Mensch somit einen neurobiologisch verankerten Sinn für soziale Fairness besitze.

Offenbar, so Bauer, habe schon Charles Darwin selbst in seinen Spätschriften die Rolle der Liebe und des Suchens nach altruistischem Glück höher veranschlagt, sie jedoch, um sein zentrales Dogma des „war of nature“ nicht in Frage stellen zu müssen, als untergeordnete Phänomene definiert.

In den Schlusskapiteln überzeugt das Buch am meisten. Am Anfang, gleichermaßen im Hauptteil des Buches, verfolgt Bauer das Prinzip der „Koordination“ auf der genetischen Ebene. Er will zeigen, dass das menschliche Genom, fernab von bloß alles dominierendem, purem Zufall, über kreatives Potential verfügt.

Im Erbgut aller Arten wurden „genetische Werkzeuge“ nachgewiesen (transposable elements), die in der Lage sind, das eigene Erbgut

umzubauen. Dies findet statt, wenn Lebewesen bzw. ihre Zellen durch schwere ökologische Veränderungen vital bedroht sind. Die Art des Umbaus erfolge nicht nach dem Zufallsprinzip, sondern in systematischer Weise, mit dem Ziel, Komplexität zu gewinnen. Daher müsse mindestens für einen Großteil des Genoms ein zentrales Prinzip Darwins aufgegeben werden, das da lautet: Neue Arten entstehen auf der Basis rein zufälliger Veränderungen mit nachfolgender Selektion.

Bauer stellt die tragenden Säulen einer „neuen Theorie“ zur Weiterentwicklung der Konzepte Darwins vor: Demnach verlaufe die Entwicklung neuer Spezies nicht ausschließlich nach dem Zufallsprinzip und langsam-linear, sondern nach den Prinzipien „Kooperativität, Kommunikation und Kreativität“. Beispiele werden vorgestellt; etwa, dass im Genom gewisse Bereiche vor Mutation weitgehend geschützt werden, in anderen die Rate hoch sein darf.

Warum es nicht dem Zufall geschuldet sein kann, gewissermaßen eine Ebene höher angesiedelt als zuvor, dass gerade derart agierende Genome sich evolutiv durchsetzen, kann der Autor für den Rezensenten freilich nicht ganz schlüssig begründen.

In jedem Fall bleibt die Erkenntnis Darwins, dass alles Leben aus einer evolutionären Entwicklung hervorgegangen und durch einen gemeinsamen Stammbaum verbunden sei, aufrecht. Alle anderen Hypothesen, vom Kreationismus bis zum Intelligent Design, werden in Fußnoten abgewiesen.

Zum brisanten Thema der Beziehung zwischen der Biologie und den Geisteswissenschaften, namentlich auch der Theologie, äußert sich der Autor kurz. Hier vertritt er den bekannten Grundsatz einer „friedlichen Koexistenz“ unter Wahrung der jeweiligen Zuständigkeiten und Nicht in Frage Stellers der Paradigmen des anderen. In einer Zeit, wo Autoren wie Dawkins mit Büchern reüssieren, in denen sie als Naturwissenschaftler auf dem Boden eines Vulgärdarwinismus den Beweis antreten wollen, dass „Gott zu 99% nicht existiert“, muss man mit so einer Feststellung wohl schon zufrieden sein.

Insgesamt ein dem Mainstream gegenwärtiger Publikationen zum Thema zuwiderlaufendes Buch, das sich dennoch oder gerade deshalb offenbar gut verkauft. In den neurobiologischen Passagen überzeugend und spannend zu lesen, in den genetischen solide, aber mit Lücken in der Beweisführung. In Summe kann die Anschaffung empfohlen werden.

K. Usar

Plädoyer gegen die Perfektion. Ethik im Zeitalter der genetischen Technik

(mit einem Vorwort von Jürgen Habermas)

Michael J. Sandel

Berlin University Press, 2008

175 Seiten

ISBN 978-3-940432-14-8

Der Harvard-Professor M. J. Sandel legt hier ein bemerkenswertes Büchlein vor, das sich dem hochaktuellen Thema des „enhancement“ und dessen ethischer Implikationen widmet.

Gleich vorweg: Die nunmehr auf deutsch vorliegende Fassung hat dem Original (*A case against perfection*, Harvard 2007) voraus, dass sie ein ausführliches Vorwort von Jürgen Habermas aufweisen kann, welches – ganz nach dessen Art – freundlich und weise die Hauptanliegen des Buchautors aufgreift und „darum wirbt, die Argumente zur Kenntnis zu nehmen“, ohne „in die Diskussion einzugreifen“.

„Enhancement“ bedeutet eine Steigerung über das Normale hinaus, basierend auf einer Freiheit, die auch das Abnormale für sich wählen dürfe. Im Allgemeinen aber geht es um die Verbesserung der durchschnittlichen Fähigkeiten (kognitive Talente, körperliche Ausdauer etc.) und in zweiter Linie um die Elimination eines Defektes, und dies alles möglichst nachhaltig, allenfalls sogar übergreifend auf die nächste Generation.

Die Mittel, die dafür zur Verfügung stehen, sind vielfältig und gehen von körperlichem Training, unter Umständen unterstützt durch Drogen, über Operationen, genetische Manipulation in Verbindung mit Partnerwahl und In-vitro-Fertilisation (IVF) bis zur Erstellung eines Klons seiner selbst.

Diese nach wie vor oft spekulativen Bestrebungen werden gebremst durch die Realität, dass alle jene Maßnahmen letztlich keine Erfolgsgarantie mit sich führen. Das hindert nicht, dass sich mit einigen dieser erwähnten Methoden bereits lukrative Geschäfte machen lassen (Zeitungsinserate für Eizellspenden, Samenbanken, etc.).

Ein Phänomen scheint hier zugrunde zu liegen, dass nämlich der wissenschaftliche Fortschritt so schnell unterwegs ist, dass ihm die Moral des humanen Selbstverständnisses nicht folgen kann. Jegliche Manipulation, die noch dazu die Nachkommen mit „verbessern“ soll, verletzt die Autonomie, weil sie deren Einverständnis nicht voraussetzen kann. Hier agieren Leute, die das Schicksalhafte der natürlichen Entwicklung ignorieren, die Letztverantwortung aber selbst nicht tragen können.

Die Fragen nach der Moral der Natur scheinen den Geruch der Theologie zu haben, sodass sich die Philosophen aus der Thematik üblicherweise herauszuhalten pflegen.

Eines der ersten Kapitel ist dem Genetic Engineering gewidmet, bei welchem Muskeln (für den Sport), das Gedächtnis (z. B. zum Sprachenlernen) und andere Fähigkeiten durch genetische Manipulation verbessert werden sollen. Was dem entgegensteht, ist der Nachteil für die Konkurrenten im Sport und die Ungleichheit in den Voraussetzungen, wenn es um die Anwendung von kognitiven Fähigkeiten gehen soll. Als Beispiele werden angeführt: die strittige Indikation für die Verabreichung von Wachstumshormonen (zur Erreichung einer gewissen Körpergröße), also ein Fall von kosmetischer Endokrinologie, wie sie auch bei der Verabreichung von Hormonen besteht, die die Zahl der roten Blutkörperchen steigern können, ohne dass sich der Sportler einem aufwändigen Trainingsprogramm in 2.500 m Seehöhe unterziehen muss (train high, compete low). Die Diskussion bleibt offen, ob die Intensität eines heroischen Trainings, verbunden mit der Begabung zum Durchhalten und mit gewissen wenig eingreifenden technischen Unterstützungen so weit entfernt ist von hormoneller,

chirurgischer oder invasiver technischer „Transformation“.

Ein wichtiges Kapitel ist dem Problem „Kind nach Design, Eltern als Designer“ gewidmet. Das Kind wird nicht mehr als das Geschenk für die Eltern empfunden, sondern zum Objekt spezieller Pläne, die jene mit diesem haben. Hier wird ein Impuls zur Machtausübung geortet, der der Annahme des Lebens als Geschenk (mit seinen Talenten und Limitierungen) entgegensteht. Die Offenheit zum Unbeeinflussbaren ist hier längst verloren gegangen. Auch hier kommt es bald zur Vermischung der Grenzen zwischen Enhancement und indizierter Therapie (Bekämpfung von Kleinwuchs, Zahnregulierung etc.). Die elterliche Liebe muss auf ihre zwei wichtigen Aspekte hingewiesen werden, nämlich die akzeptierende und die transformierende Liebe, die gemeinsam das Beste des Kindes und die Entwicklung seiner Talente zum Ziel haben. Ein falscher elterlicher Ehrgeiz ist aber praktisch endemisch. Dafür werden plakative Beispiele aus den USA zitiert, wie diese Form der kindlichen Beeinflussung von den Eltern gar nicht mehr selbst getragen wird (Hyperparenting), sondern an dafür etablierte Institutionen inklusive saftigen Honoraren abgegeben wird (Hebung der Leistung schon im Kindergarten, allenfalls unterstützt durch Medikamente, schließlich Intensivkurse zur Erreichung eines Testergebnisses, das zum Besuch arrivierter Colleges berechtigt).

Der Autor warnt zu Recht davor, dass der Leistungsdruck von Eltern auf Kinder in seiner unglaublichen Vielfalt weitgehend gesellschaftlich akzeptiert ist, wenn gewisse Talente bei den Kindern vorhanden sind, aus denen die Eltern aber dann Wunderkinder machen wollen.

Ein Kapitel über die Eugenik – früher und jetzt – gibt einen guten Abriss über die historische Entwicklung von Charles B. Davenport (im Kielwasser von Charles Darwin), welche auf eine große Zahl von sehr umfangreichen Programmen zur Ausschaltung von minderem Erbgut hinweist, unterstützt unter anderem durch Rockefeller und The-

odore Roosevelt. Noch 1907 gibt es in Indiana ein Gesetz zur Zwangssterilisation, um die Weitergabe von Genen Geisteskranker, Krimineller und Verarmter („paupers“) zu unterbinden. Da braucht das Dritte Reich mit seinen eugenischen Programmen gar nicht mehr herhalten, wenn die vor wenigen Jahren erfolgten Äußerungen des Nobelpreisträgers J. Watson zitiert werden, der 2003 für die Sterilisation von „Dummen“ eingetreten ist.

Der Autor setzt sich mit den neuen Strömungen einer liberalen Eugenik kritisch auseinander, bei der eine genetische Selektion auf individueller Basis angeboten wird, und nicht mehr – wie früher – auf großzügige gesellschaftliche Veränderungen abzielt. Sie gibt vor, den allgemeinen Standard von natürlichen Fähigkeiten bewahren zu wollen und der Verbreitung von schweren Defekten vorzubeugen. Sandel zitiert Habermas und seine Argumente gegen ein Embryo-Screening und eine damit verbundene liberale Eugenik, wobei er, Habermas, nicht erst auf spirituelle oder theologische Bezüge in seiner Argumentation zurückgreifen muss. Hier stimmt er mit John Rawls überein: Wenn Religion abhanden kommt, muss die Gesellschaft für die Entwicklung des individuellen-guten Lebens den nötigen Freiraum schaffen.

Bio-Engineering hat zum Ziel, die menschliche Natur der „Welt“ anzupassen, anstatt – besser – die Welt für die individuellen Erfordernisse gefügig zu machen, sie für die eigenen Schwächen „gastlicher“ zu gestalten.

So weit kann man dem Autor in seinen Argumenten durchaus folgen. Vieles wird in der wunderbaren anglo-amerikanischen Lockerheit präsentiert, bei der die kleine Sensation einer Kasuistik und der Humor nicht zu kurz kommen.

Etwas enttäuschend ist der „Epilog“, den der Autor der Stammzelldebatte widmet. Hier argumentiert er nicht mehr ganz zeitgemäß zugunsten der verbrauchenden embryonalen Stammzellenforschung, ohne die rezenten Entwicklungen auf dem Gebiet der adulten oder induzierten pluripotenten (ipS) Stammzellen auch nur zu erwähnen. Dafür zi-

tiert er in extenso das Veto von Präsident Bush gegen die Forschung an embryonalen Stammzellen, wobei diese als (bei der IVF) „eingespart“ bzw. „übriggeblieben“ bezeichnet werden sollen. Der Autor stößt sich an der Doppelzüngigkeit dieser Verfügung, in der Präsident Bush davor zurückscheut, in Blastozysten die Grundlage der menschlichen Person zu sehen, daher auch die Vertilgung derselben nicht ausdrücklich verbietet, wenngleich das Forschen mit ihnen nicht mehr staatlich gestützt werden sollte, etwa nach dem Prinzip „don't fund, don't ban“. Getragen von „Mitleid“ mit über einer halben Million tiefgefrorener Embryonen propagiert jedoch Sandel selbst die Freigabe zur Forschung an und aus diesen. Für ihn sei die IVF mit einer Erfolgsrate von etwa 1/3 wesentlich „kreativer“ als die Natur, in der eine Vielzahl von befruchteten Eizellen verloren gingen. Es mutet befremdlich an, dass ein Philosoph und Ethiker vom Range M. J. Sandels den Unterschied zwischen natürlichem Tod und jenem, der durch menschliche Intention und Handeln herbeigeführt wird, nicht sehen will. Was den Beginn des Menschseins betrifft, so läuft sein Kompromissvorschlag auf die Einforderung der Ehrfurcht (respect) vor dem „aufkeimenden menschlichen Leben“ hinaus, dem er zwar den Personstatus abspricht, aber immerhin „Potenzialität“ zugesteht. Die Möglichkeit einer (fassbaren) Fort-Entwicklung rangiert für ihn höher als die Möglichkeit einer Vor-Entwicklung, die mit etwas läppischen Argumenten abgetan wird (soll etwa jeder abgegangenen Zygote, die die Nidation verpasst hat, mit einem Begräbnisritus gedacht werden?). Hier drückt sich der Autor um die Feststellung, dass wir nicht urteilen können, wo wir nichts wissen – ein klarer Fall von „in dubio pro persona“.

So legt man ein höchst informatives, ausgezeichnet geschriebenes kleines Buch zu einem großen Thema letztlich doch mit einem schalen Geschmack aus der Hand und ist versucht, an die Adresse des Autors zu sagen: „Michael Sandel, you could do better than that!“

F. Kummer

Der Beratungsprozess in der Pränatalen Diagnostik

Denise C. Hürlimann, Ruth Baumann-Hölzle, Hansjakob Müller (Hrsg.)

Peter Lang Verlag, Bern 2008

276 Seiten

ISBN 978-3-03911-699-7

Die Herausgeber haben 16 Beiträge von 20 Autorinnen und Autoren herausgebracht, die sich praxisnah mit dem Beratungsprozess in der Pränataldiagnostik beschäftigen. Dabei stellt sich heraus, dass die Autoren zwar um Reflexion bemüht sind, ethische Grundsatzfragen aber tunlichst vermieden werden.

Das Buch ist in drei Hauptteile gegliedert: 1. Möglichkeiten und Grenzen der pränatalen Diagnostik (PND, in einer kritischen Übersicht); 2. praktische Maßnahmen zur Verbesserung des Beratungsprozesses, und schließlich 3. grundsätzliche Erwägungen zur PND.

Ein Blick auf die grundsätzlichen Erwägungen: Das 3. Kapitel, das rund 80 Seiten umfasst, bietet aus der Feder erfahrener Leute eine Reihe von klug formulierten und klaren Aussagen über das Problem der Akzeptanz bzw. Vermeidung von Leiden, die Rolle der Gesellschaft und deren Entsolidarisierung, die einen trivialen Hemmfaktor für das Leben mit Einschränkungen bildet. Der reformierte Pfarrer J. Spielmann (Bülach-Zürich) diskutiert die Problematik eines in der Gesellschaft verwurzelten „Leidensvermeidungsprinzips“, das Eltern zunehmend einem sozialen Druck zur Abtreibung potentiell behinderter Kinder aussetzt („Kinder, die es nicht geben darf“). Sehr anschaulich werden auch die praktischen Implikationen für die Risikokommunikation von Seiten der Ärzte dargestellt, die sich oft höchst unbedarften Frauen gegenüber sehen (C. Keller und N. Siegrist).

Den ersten – und mit 100 Seiten umfangreichsten – Teil des Buches nimmt naturgemäß die Beschreibung, Evaluierung und teilweise kontroverielle Diskussion der verschiedenen Methoden der PND ein, woraus sich die kritische Überprüfung

des Beratungsvorgangs zwingend ableitet. Dies geschieht, wie S. Braga erwähnt, vor dem Hintergrund einer Formulierung der Schweizer Akademie für medizinische Wissenschaften (November 2007), die bezüglich der PND von einer „präventiven Maßnahme“ zur „Verhinderung“ der Trisomie 21 spricht, sodass bereits ein normativer Druck in Richtung selektive Abtreibung von Menschen mit Down-Syndrom zu spüren ist.

Roland Zimmermann listet die invasiven und nicht-invasiven Verfahren der PND auf und diskutiert sie im Hinblick auf das Missbildungsrisiko des Fötus, aber auch hinsichtlich der möglicherweise fatalen Folgen eines invasiven diagnostischen Eingriffs, wobei der Mutter bewusst gemacht werden muss, dass dabei ein „fälschlich normales“ Baby der Entscheidung zum Abort zum Opfer fallen kann – ein interessantes und verdienstvolles Unterfangen.

Die Frankfurter Moraltheologin Hille Haker behandelt das Schlüsselkapitel über die ethischen Dimensionen der PND mit Behutsamkeit und betont zu Recht, wie wichtig eine sachlich und ethisch fundierte Beratung für die enge persönliche Begleitung der Mutter (des Paares) ist, wobei eine strikte „Werteneutralität“ nicht durchgehalten werden könne: Persönliche Standpunkte der Betroffenen sind in völlig neuen Situationen wie der eines auffälligen PND-Befundes noch nicht ausgereift und profitieren von der Offenlegung professioneller Werte und Normen durch den Berater. Nur zu oft konkurrieren diese wieder mit dem Problem der sozialen Akzeptanz: Die Entscheidung, ein allenfalls behindertes Kind zu bekommen, wird neuerdings als sozial unverantwortlich eingestuft. Hinzu kommt der Zeitdruck, gegeben durch das Fortschreiten der Schwangerschaft, welcher die Probleme für die Schwangere verschärft.

Haker ist daran gelegen festzuhalten, dass PND *nicht* eine Vorstufe für die Abtreibung sei, sondern eine der Grundlagen für die Begleitung und ethische Beratung in der „Güterabwägung“ auf sehr liberaler Basis bildet, wenn der Gedanke an eine Abtreibung bereits ausgesprochen ist: Die sozialen

Rahmenbedingungen sind dabei ebenso wichtig wie eine Anleitung zur Orientierung in der „reproduktiven Autonomie“, die den Eltern aber nicht allein aufgebürdet werden dürfe.

Ruth Baumann-Hölzle stellt zunächst die Rahmenbedingungen für selbstbestimmte Entscheidungen vor. Damit verbindet sie ein Modell für die strukturierte Entscheidungsfindung. All diese Bemühungen sind wohl oder übel an eine optimale Information der Schwangeren gebunden, wobei die Gynäkologen ihrerseits das komplexe Abhängigkeitsverhältnis ihrer Patientinnen berücksichtigen müssen.

Die Juristen P. Forster und P. Périnat vom Schweizerischen Bundesamt, beide erfahren in der Problematik in der PND, erörtern die gegebenen rechtlichen Grundlagen (Gesetz zur Regelung der genetischen Untersuchungen am Menschen, GUMG) und gehen auf die Theorien der Omission Bias (Wie groß ist der Schaden durch Nichtbehandlung?) gegenüber den Protected Values ein (hier: Schutz der Ungeborenen), die in der PND Bedeutung gewinnen sollten.

Hansjakob Müller, der als einer der Pioniere der Medizinethik in der Schweiz gilt und Mitherausgeber dieses Buches, erläutert die „Disclosure Dilemmas“: Sollen/müssen immer alle – auch strittigen – Resultate der Schwangeren mitgeteilt werden? Kann ein Wissensvorsprung des Beraters so beschaffen sein, dass er aus Datenschutzgründen nicht mitgeteilt werden darf? In gut gewählten Fallbeispielen wird dargelegt, wie aus noch unsicheren Zwischenbefunden eine Verängstigung und allenfalls vorschnelle Konsequenz resultieren können, die bei genauerer Betrachtung und nach weiteren Untersuchungen sich als verzichtbar herausstellten. Hier ist man auf der Suche nach verlässlichen Richtlinien in ethischen wie in rechtlichen Belangen, wozu sich der Autor bei den „bioethischen Prinzipien“ utilitaristischer Prägung von Beauchamp und Childress bedient (Autonomie, beneficere, non malificere, Gerechtigkeit).

Im zweiten Teil des Buches gehen die Beiträge zunächst auf Zitate der Erfahrungen ein, welche die

Berater im Interview mit betroffenen Schwangeren gemacht hatten, die teils vor, teils nach durchgeführter PND über ihre Befindlichkeit, ihre Überlegungen, Argumente und Zweifel befragt worden waren (Denise C. Hürlimann). Dabei wird (wieder) aufgezeigt, dass die individuelle Psychodynamik und genuin-ethische Einstellung der Frauen selbst das „Ergebnis“ (Entscheidung für eine PND? wenn ja, auch zur Abtreibung?) beeinflusst. Die Interviewer hingegen beschränken sich in der Formulierung der Fragen tunlichst auf technische, allenfalls psychologische Faktoren, sodass die hier gewählten Kasuistiken den ethischen Aspekt eigentlich schuldig bleiben (Einstellung zum Grundsatz des Schutzes jeden ungeborenen Lebens, Begriffe der Person des Föten etc.). Vielmehr scheinen die interviewten Frauen von ihren Ärzten/BetreuerInnen in diesen Fragen ziemlich allein gelassen worden zu sein.

Eine Gruppe von GynäkologInnen formuliert Anregungen anhand von konkreten Beispielen für die Gesprächsführung zur Evaluierung der individuellen Perspektiven der betroffenen Frauen, wieder mit Rückgriff auf Beauchamp und Childress (s. o.). Die Autoren tragen (als Einzige in diesem Buch) etwas sehr Positives zur Entscheidungsfindung bei, wenn sie auf die Problematik (Irrtumswahrscheinlichkeit) der Umsetzung von Befundstatistiken auf die eigene Situation eingehen. Sie versäumen auch nicht aufzuzeigen, welche privaten und öffentlichen Hilfestellungen in Anspruch genommen werden können, wenn das Kind mit Behinderungen geboren wird.

Die Forderung nach Qualitätssicherung der PND-Methoden (Ultraschall, Hormonlabor, sog. Ersttrimester-Test) wird unterstrichen. Hier wird eine Vertiefung der Durchführung und Interpretation der Testergebnisse anhand von strukturierten Kursen vorgeschlagen. Besonders heikel ist die Frage des Schwangerschaftsabbruchs zu einem Zeitpunkt, wenn eine extrauterine Lebensfähigkeit des Kindes bereits gegeben ist: Wie ist der Fetozid „zu regeln“ (intrauterine Tötung vor der Abtreibung)? Hier sei – so die Meinung des Ethikers Marckmann

(Tübingen) und des Ultraschallspezialisten Meyer-Wittkopf (Bern) – der Wunsch der Schwangeren das leitende Prinzip. Dabei darf aber einem Tötungswunsch nur entsprochen werden, wenn kein Konflikt mit dem Schweizer Strafbuch (Art. 118 bis 121) besteht (erweiterte medizinische Indikation, Gefahr für das Wohlergehen der Mutter), womit sich die beiden auf einen rechtspositivistischen Standpunkt zurückziehen.

Als leitendes Prinzip schlagen die Autoren die Fürsorgeverpflichtung (FV) vor, die mit dem Grad der Schwere der zu erwartenden Behinderung abnehme, wodurch die Berechtigung eines Fetozids steige. Eine wesentliche Rolle billigen sie der vermutlich schweren psychischen Belastung der Mutter eines behinderten Kindes zu. Sie gehen so weit, eine konsensstiftende Diskussion über ihren Vorschlag zu fordern. Der Leser ist dabei nicht wenig erstaunt, dass ein Ethikprofessor die Gefühle der Mutter zu einem vorrangigen Maßstab des Fetozids eines an sich lebensfähigen Fötus erhebt, wobei er sich auf die permissiven Formulierungen des Strafrechts (s. o.) bezieht.

Der eingangs bereits angesprochene, mit grundsätzlichen Fragen befasste Teil 3 enthält außerdem den konstruktiven Beitrag von D. C. Hürimann (Mitherausgeberin dieses Buches) zur Evaluation des Beratungsprozesses in der PND. Dabei legt sie den empirischen Teil ihrer Dissertation vor, welche einen Leitfaden zur Schulung von Ärzten zum Thema hat. Dieser wurde getestet, indem er einer Interventions- und einer Kontrollgruppe von Ärzten angeboten wurde. Die unterschiedlich ausgeprägten Resultate betreffen die Straffung des Beratungs- und Entscheidungsprozesses, sowie Fragen zur Entscheidungssicherheit. Durch die Untersuchung sei der Beratung an sich mehr Gewicht verliehen worden. Trotz der nur spärlichen Objektivierbarkeit sei damit der Bedarf an einer guten Beratung im Allgemeinen unterstrichen worden.

Das Buch dokumentiert die konstruktiven Bemühungen, die pränatale Diagnostik in ihrer komplexen Problematik zu umreißen und eine

Menge praktischer Anhaltspunkte für Methodik, Beratung, Individualisierung, Begleitung und Qualitätssicherung zu bieten. Es könnte eine wertvolle Unterstützung für Gynäkologen, Psychologen und andere an der pränatalen Diagnostik interessierte Personen sein, wenn die Autoren u.a. auf die ethische Problematik der Personalität des Embryos ebenso ausführlich eingegangen wären, wie auf die medizinischen und psychologischen Fakten. Die positiven Aspekte, die das Leben mit einem behinderten Kind mit sich bringen kann, werden quasi nur am Rand erwähnt. Es ist wohl zu befürchten, dass der in mehreren Beiträgen geäußerte Wunsch nach konsensbasierten Richtlinien zu einem ähnlich ethisch anfechtbaren Resultat führt.

F. Kummer